

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 19.

Fünfter Jahrgang.

11. Mai 1861.

Die Erde.

Wohl hast du einst mit hoher Wonne
Mein junges Herz getränkt, Natur,
Wenn mich der Glanz der Frühlingssonne
Zur Ferne zog durch Wald und Flur;
Vertieft in mich mit halbem Lauschen,
An deinen Wundern streift' ich hin,
Und wob in all dem Blühen und Krauschen
Der eignen Brust geheimsten Sinn.

Doch heilig ernster ist die Feier,
Damit du jetzt mein Herz umschwebst,
Wenn du den falt'gen Hieschleier
Vom hohen Antlitz lüftend hebst;
Wenn du vom Reiz der bunten Schale
Mein Auge still zur Tiefe lenkst,
Und aus des heut'gen Tages Strahle
In's Dämmerlicht der Urzeit senkst.

Da offenbart im Schwung der Auen
In schwarzer Grotten Säulenschloß
Sich mir der Welle leises Bauen
Des Feuers jachen Jovnesstoß;
Da singt der Gurt zerborstner Schichten
Ein heilig Lied mir vom Entsehn,
Und läßt in wandelnden Gesichten
Die Schöpfung mir vorübergehn.

Und wieder schau ich's, wie mit Toben,
Vom unterird'chen Dürst gedrängt,
Der flüß'ge Kern des Erdballs droben
Die meergebornen Krusten sprengt;
Wie er ein Strom von zähen Gluten,
Bis in die Wolken rauchend stürmt,
Und über Thälern dann und Fluten
Zergipfelt zum Gebirg sich stürmt.

O Riesenkampf der Urgewalten,
Drin eine Welt sich gährend rührt,
Der durch den Kreislauf der Gestalten
Mich auf ein lezt Geheimniß führt!
Denn wie ich rastlos rückwärts dringe
Von Form zu Form, erklißt die Spur;
Ich seh' am Abgrund, draus die Dinge
Der erste Lebenspuls durchfuhr.

Da fällt in's zagende Gemüthe
Ein Glanz aus tiefsten Tiefen mir:
„Im Anfang war die ew'ge Güte,
Und tausend Engel dienen ihr.“
Und wie sie licht in Flammen wallen,
In Fluten draussen allerorts,
Empfind' ich schauernd über allen
Den Hauch des unerschaffnen Worts.

Emanuel Geibel.

Echte und falsche Diamanten.

(Fortsetzung.)

Karl theilte, wiewohl mit einigem Mißtrauen, die Freude seines Vaters, das sich jedoch verlor, als er bemerkte, wie der Vater mit den Steinen alle Proben vornahm, welche der Sachmann zur Unterscheidung des wahren von dem falschen Diamanten anwendet, und daß diese Proben sämmtlich zu seiner vollen Zufriedenheit ausfielen.

Was der Schmelztiegel außer diesen beiden kleineren Steinen noch geliefert, würde, wie Vater Straßer bemerkte, eine Masse geben, mit der man bei gehörigem Schliß wohl den Laien hinter's Licht führen könnte, aber nicht den Kenner, den erfahrenen Juwelier.

Als der Tag anbrach, machte Straßer nach Kräften Toilette, und schickte sich an, in die Stadt zu gehen, um seine Entdeckung den ersten Edelsteinhändlern der Residenz zu verkünden.

„Vater“, ermahnte Karl, „kehr bald zurück, denn wir haben für heute noch kein Brot im Hause.“

Der alte Robert sah und hörte Nichts mehr, er war mit seinen Diamanten schon die Straße entlang, auf welche die Morgensonne ihre ersten Strahlen warf.

Karl blieb in Gedanken vertieft zurück. „Und doch sagte der Onkel, daß es unmöglich sei, Diamanten zu machen.“

Robert schritt mit jenem hochmüthigen und unverschämten Anstande eines armen Teufels, der durch eine Grille Fortunes sein Glück gemacht hat, der Stadt zu. Er wollte zuerst einen alten Bekannten besuchen, mit dem er schon öfter über seine Versuche gesprochen hatte, und diesem seine Steine anbieten.

„Ist Herr v. Brandmaier zu Hause?“ frug er die Frau des Hauses, welche er allein traf.

Die Juweliersgattin schien ihren Mann bereits zu kennen, denn sie antwortete mit einem verbrießlichen „Nein.“

„Ich muß ihn aber nothwendig sprechen“, wiederholte Straßer dringlich.

„Glauben Sie denn“, sagte die Frau, „daß mein Mann nichts Anderes zu thun hat, als die dummen Steine zu untersuchen, die Sie ihm immer daher bringen?“

Straßer warf ihr einen verächtlichen Blick zu. „Ich wiederhole Ihnen, daß ich Herrn v. Brandmaier sprechen muß, sein Glück und das aller Diamantenhändler der ganzen Erde hängt daran.“

Die Dame brach in lautes Lachen aus und zuckte die Achseln. Straßer im Begriff, diese Geringschätzung gebührend zu beantworten, schwieg, als er den Juwelier eintreten sah.

„Grüß' Gott, alter Kollege“, begann Straßer, sich zu dem Eintretenden wendend, „führe mich doch schnell in Dein Kabinet, wir haben wichtige Dinge mit einer zu besprechen.“

„Verstehe, verstehe“, gab dieser zur Antwort, „Du hast wieder Diamanten gemacht.“

„Ja; aber diesmal ist es gelungen. Da sieh nur her, echte Diamanten, reine durchsichtige Kohle; sie können sich mit allen indischen und brasilianischen messen.“

„Schon gut“, erwiderte Brandmaier abwehrend, „ich bin jetzt gerade sehr eilig, Papa Straßer, und muß schnell zwei Rubinkreuze für einen fremden Gesandten besorgen; wir werden Deine Diamanten, wie Du sie nennst, ein andermal untersuchen. — Marie“, sagte er, zu seiner Frau gewendet, gib dem armen Straßer doch ein Paar Gulden, er braucht gewiß Geld zur Fortsetzung seiner Untersuchungen — und um Brot für sich und seinen Sohn zu kaufen. fügte er still hinzu. — Man soll nicht sagen, daß ich einen alten Kollegen in der Noth stecken ließ.“

„So, dem alten Narren, dem alten Tagedieb soll ich noch ein Almosen geben?“ sagte die Frau aufbrausend.

„Ich bin weder ein Narr, noch ein Tagedieb, Frau v. Brandmaier“, entgegnete Straßer, „und wenn hier Jemand Almosen geben kann, so bin ich es; ich, der Ihren Gatten unter so Vielen dazu auserkoren hat, die unermesslichen Reichthümer mitzubestitzen, die mir in Zukunft zufallen werden. — Sage mir, Brandmaier“, fiel er mit freundlichem Tone ein, indem er seine beiden Diamanten auf den Tisch legte, „ob Jemand, der so etwas zu Stande bringt, eines Almosen bedarf?“

Der Juwelier warf einen gleichgiltigen Seitenblick auf die Steine, und erwiderte freundlich: „Sei nicht böse, lieber Straßer, meine Frau ist zuweilen etwas heftig, aber sonst die gute Stunde selbst. Komm ein ander Mal wieder, wenn ich mehr Zeit habe, dann werden wir Dein neues Produkt untersuchen. Sei nicht so stolz und nimm die zwei Thaler an, welche Dir meine Frau geben wird. Auf Wiedersehen!“

Mit diesen Worten ging Brandmaier der Thüre zu.

„Aber es sind echte Diamanten, die ich Dir anbiete“, rief Straßer mit bebender Stimme, „ich habe sie selbst gemacht. Siehe sie nur an. Sie sind ungeschliffen, und daß Feuer hat ihnen ein wenig den Glanz genommen, aber nie hat es härtere und reinere gegeben; sie schneiden Glas und Krystall, ich habe sie selbst geprüft, und verstehe mich gewiß darauf, denn ich war auch zwanzig Jahre lang Juwelier. So ungeschliffen sie da sind, ist doch jeder fünftausend Gulden werth, und ich gebe sie Dir für tausend Gulden. Ich kann ja wieder andere machen, und werde es heute noch thun, Diamanten von dreihundert Karat; ich werde so viele machen, daß man sie mit allem Golde der Welt nicht bezahlen kann.“

Diese Worte, laut und im Tone der Verzweiflung gesprochen, hatten draußen auf der Straße eine Anzahl Leute versammelt, welche neugierig bei den Fenstern hereinsahen. Brandmaier verlor deshalb die Geduld.

„Höre, Straßer, das Ding beginnt mir langweilig zu werden. Nimm Deine zwei Thaler, und laß mich meinen Geschäften nachgehen. Ich wiederhole Dir, ich habe Eile und . . .“

„Der Narr ist unausstehlich“, ergänzte die Frau, „ich rathe Dir, in Zukunft vorsichtiger mit solchen Leuten zu sein.“

„Ihr seid Narren“, rief der Greis mit Nachdruck; „ich will Euch reich machen, und Ihr jagt mich zur Thüre hinaus; ich will Euch theilnehmen lassen an der großen Entdeckung, die ich nach so vielem Wachen und Arbeiten zu Stande gebracht habe, und Ihr beleidigt mich durch Euer gefühlloses Mitleid.“

„Straßer“, fiel ihm Brandmaier in die Rede, und auf die Volksmenge deutend, die sich draußen immer mehr zu drängen begann, „ich bin kein Freund von einem Auflauf vor meinem Hause, sei also so gut, und lasse uns in Ruh, geh' in Gottesnamen, aber bald.“

„Ja“, fügte die Frau barsch hinzu, „macht, daß Ihr weiter kommt, oder ich rufe die Gesellen, und lasse Euch zur Thüre hinaus werfen.“

Auf diese Drohung hin ergriff der Greis seinen Hut, steckte die Diamanten in die Tasche, und sagte mit Würde:

„Ich wollte Euch Gutes thun, weil Ihr Euch stets freundlich gegen mich gezeigt habt. Möge diese Hartnäckigkeit auf Euer Haupt niederkommen, sie soll Euch noch Thränen kosten.“

Darauf verließ er eilig das Haus und arbeitete sich durch die neugierige Menge. (Fortsetzung folgt).

Die Auersperge in Krain.

(Fortsetzung.)

Einer dieser Auersperge, Herr Wilhelm, wird in Familienurkunden „der Reiche“ genannt; bei den Bürgern Laibach's war er sehr beliebt, da er ihnen in seiner Eigenschaft als Landeshauptmann (seit 1482) bei Kaiser Maximilian I. das Recht verschaffte, ihren Bürgermeister selbst zu wählen, (bisher hatte immer der Landesherr den jeweiligen Stadtrichter gewählt). Als er die einwilligende Zuschrift des Kaisers darüber erhalten hatte, eilte er auf's Rathhaus und überantwortete ihnen „solche Freiheit mit einer zierlichen Oration“ wie Freiherr von Valvasor in seiner Chronik von Krain sagt. Wilhelm starb 1506. Sein Neffe Johann IX., der älteste Sohn des Hans von Auersperg, des ersten Landesmarschalls von Krain, war im vollsten Sinne: toga sagoque clarus, er war im Frieden wie im Kriege gleich ausgezeichnet. Er war geboren 1480 und hatte eine Czernin zur Gemalin. Im Verwaltungsfache von seinem Oheim unterrichtet, folgte er diesem in der Landeshauptmannschaft.

Als Feldherr bethätigte er sich zuerst 1508 in Gemeinschaft mit dem ritterlichen Bischof von Laibach, Christoph Rauber, gegen die Venetianer, dann 1514 in einem Zuge gegen Triaul, und 1529, als er zur Vertheidigung der von den Türken belagerten Reichshauptstadt Wien auszog. Von diesem letzten Zuge kam er nicht heim, wahrscheinlich war er einem türkischen Streifkorps in die Hände gefallen. Er hatte den für Innerösterreich zu Graz 1517 gestifteten St. Christoph-Orden der Mäßigkeit in seinem Vaterlande eingeführt, um auch in Krain es dahin zu bringen, daß die in kriegerischen Zeiten leicht verwilderten Sitten des Adels wieder gebessert würden. In die Epoche seiner Landeshauptmannschaft fällt auch die Ausweisung der Juden aus Laibach, 1. Jänner 1515. Es geschah dieß auf Ansuchen und durch Loskaufung der Bürger Laibach's, „weil die Juden durch ihre Handlung und durch Wucher“ ihnen große Nachteile zugefügt hatten.

Von seinem ruhmgekrönten Enkel Andreas, der den größten Sieg, den Krain's Waffen in selbstständiger Schlacht je erfochten, durch seine Führung erringen half, werden wir später sprechen — jetzt wollen wir bei dem gleich großen Helden, dessen Ende aber leider ein tragisches geworden, bei Herbard VII. eine Zeit verweilen.

Herbard VII., stammt von der Hauptlinie und war ein Enkel des genannten Engelhart I. und ein Sohn Trojan's.

Dieser, sein Vater, war geboren 1495 und vermählt mit Anna aus dem berühmten krainischen Geschlechte der Herren von Egk (1520.) Er erscheint schon 1530 als Freiherr; gewiß war diese Erhöhung eine Folge davon, daß er mit dem krainischen Aufgebote, in welchem die krainischen Familien Rhazianer, Pfsalterer, Thurn, Lamberg, Herberstein u. A. vertreten waren, 1529 Kaiser Ferdinand dem I. in der Belagerung Wien's durch die Türken tapfere Hilfe geleistet hatte. Ein Jahr vorher, am 11. Mai 1528, war ihm von seiner Gattin sein erster Sohn, unser Herbard, zu Wien geboren worden.

Herbard, des Namens in der Geschlechtsreihe der Siebente, hat sich durch seine im Felde und Rathe gleiche Tüchtigkeit einen großen, unvergänglichen Ruhm auch über die Grenzen des engern Vaterlandes hinaus gesichert. Was man an einem Manne loben kann, finden wir in ihm vereint: Muth dem Feinde gegenüber, Ueberlegung und Mäßigung, wenn es galt im Rathe zu stimmen, innige Liebe zum Vaterlande und Aufopferung für dasselbe, und was vor Allem unendlichen Werth hat, die hohe christliche Resignation, die er in allen Dingen sein nannte, und die sein Wahlspruch: In Gottes Hand liegt mein Schicksal (In manu Dei sors mea) täglich aussprach. Dazu kommt noch die ihm eigene Gabe, das Vertrauen Aller zu erwerben und zu erhalten. Daß er dieses im vollsten Maße besaß, davon überzeugt ein Blick in die Landtagsverhandlungen während seiner Landeshauptmannschaft, wo in wichtigen zweifelhaften Dingen er um seinen Rath angegangen oder, falls er abwesend, ihm zugeschrieben wird „da ihm alle Sachen zum besten bewußt“.

Was die Natur ihm verliehen, brachten manigfache äußere Anlässe zur Ausbildung. Die Erzählung von den Thaten der Ahnen und das Schwert des Vaters, der selbst ein kühner Recke war, riefen in dem feurigen Knaben die ersten Begriffe von Kampf und Streiten wach, und so hätte es fortgehen können, Herbard wäre weiter in den Waffen geübt und selbst in dem engen Bezirke seines Stammschlusses zum tüchtigen Kämpfer herangebildet worden. Doch sein Vater meinte es anders mit ihm; er sandte ihn an den durch frühere Familienverbindung verwandten Hof nach Cleve, damit er im Kriegswesen und allem Dazugehörigen genau unterrichtet und überhaupt für die Welt ausgebildet würde. Herbard blieb bis zu seinem 18. Lebensjahre so weit von der Heimat entfernt, und nur ungern entließ man ihn, der sich die Gunst des Fürsten und die Liebe Aller erworben hatte.

Zurückgekehrt trat er alsbald in die Reihen der Kämpfer, die die Grenze von den Ueberfällen des Türken zu hüten hatten, und unter das unmittelbare Kommando des ebenso tapfern, geschickten und glücklichen Kriegsobersten Hans von Lenkowitz, dessen Grabstein das Wirken des Mannes am besten illustriert, wo er auf die nach dem Reichsapfel züngelnde Schlange (den Türken) mit dem Fuße tretend und sie in ihrem Vorhaben hindernd abgebildet ist.

Auf diesem Kampfsplatze stand Herbard nicht als der Erste seines Geschlechtes; denn schon im Beginn des XV. Jahrh. sehen wir die Auersperge ihr Schwert gegen den Erbfeind christlichen Namens öfters ziehen, wenn auch diese ersten Kämpfe nicht von so hoher Bedeutung waren, als die späteren.

Wie oft und wie tief unser Krain das Uebel der Türken-Einfälle empfunden, und wie kräftig aber auch stets der Gegenschlag geführt wurde, ist freilich in den „Büchern österreichischer Geschichte“ noch zu wenig gewürdigt, läßt sich aber nicht in den engen Rahmen dieser Skizze fassen. Es waren das XV. und XVI. Jahrh. der Zeitraum, wo die bisher so gut wie gar nicht beachteten Thaten zum Wohle Deutschland's, ja der ganzen Christenheit, auf unserm Boden von unsern Helden geübt wurden. War auch in der Regel Ungarn der weite Kampfsplatz, auf dem die großen Katastrophen ausgekämpft wurden, so waren die sog. windischen, kroatischen und Meerergrenzen, die heutigen Länder Krain, Kroatien und Dalmatien, die Seitenthüre, durch die der Feind, wenn auch auf Umwegen sein Ziel, Deutschland, erreichen wollte, ja dieselben momentan zum Hauptpunkte seiner Thätigkeit machte. Deshalb lag es den Regenten Oesterreich's und Deutschland's gar sehr daran, diese Punkte vor Allen zu sichern, und so ward immer die Hilfe der zunächst bedrohten Länder, dann der Reichsfürsten, ja selbst der ganzen Christenheit zu diesem Ende in Anspruch genommen.

Erhöhte Abgaben und persönlicher Bezug waren sofort die Mittel, die die Nachbarländer Steiermark, Kärnthner und Krain immer herbeischaffen mußten. Freilich ging es dann auf den Landtagen der drei Länder oft stürmisch zu, wenn

der Erzherzog = Regent im Namen des Kaisers solche „Be- willigungen“ zum Kriege verlangte und hinwieder die Stände mit ihrer Forderung um Konzession in Religionsachen (die protestantische Fraktion hatte um die Mitte des XVI. Jahrh. in Steiermark, Kärnten und Krain bereits mächtige Fort- schritte gemacht) jedesmal auftraten und so die Höhe der einen durch den Umfang der andern Gewährung bedingt wurde. Es ist dieß ein äußerst interessanter Abschnitt der österreichischen Geschichte, den ich hier leider nur andeuten konnte, aber in meiner demnächst erscheinenden Geschichte von Krain, in Beziehung auf dieses Land, ausführlich erör- tern will.

In solche Verhältnisse war nun unser Herbard hinein- gestellt, anfangs bloß als Krieger, dann später (von 1566 ab) als Landeshauptmann und Feldoberster.

Gleich bei seinem Eintritte in das Kriegsheer, als 18jähriger Jüngling, unternahm er mit Erlaubniß seiner Vorgesetzten und im Vereine mit kampflustigen Freiwilligen Einfälle in die türkische Nachbarschaft, um erfahrene Unbil- den für sein Land zu rächen. So wurde er bekannt und bei den Seinen geachtet, beim Feinde gefürchtet. Später, vom Kaiser zum Hauptmann von Zeugg (dem alten Senia) ernannt, wo er 5 Jahre verblieb, schlug er von da aus 4200 Türken durch 340 der Seinen in die Flucht (1557). Es war dieß seine erste größere Waffenthat, in Folge deren er zum „Lieutenant an den kroatischen und Meerergrenzen“ ernannt wurde.

Das Jahr zuvor (1556) war er mit seinem Vater auf dem Reichstage in Regensburg gewesen, um den Reichs- fürsten die im steten Wachsen begriffene Türkennoth im Lande Krain vorzustellen und ihre Hilfe anzuflehen. Waren ja die Wege an der Grenze so unsicher, daß Herbard sowohl seinen Oberfeldherrn Lenkoviß als auch den Kriegszahlmeister Hans Kpisl auf ihren Geschäftsreisen stets mit zahlreicher Mannschaft begleiten mußte, wobei er immer neue Blätter in den schon reichen Kranz seiner Siegesthaten flechten konnte. Inzwischen hatte Herbard bereits Erben dieses seines Ruhmes erhalten, er hatte aus der Ehe mit Maria Chri- stina Freiin von Spaur (Schwester des Johann Thomas, Koadjutor von Brixen) vier Söhne erhalten: Christoph geb. 1550, Wolfgang Engelbert 1552, Trojan II. 1555, und Johann Thomas, geb. 1556. Dem zweiten, Wolf Engelbert, werden wir in jenem unglücklichen Kampfe, der seinem Va- ter das Leben kostete, nochmals begegnen.

In der Zeit von 1557—1566 ist Herbard unablässig bemüht, den Feind von den Grenzen abzuhalten und so oft es ihm dennoch gelingt einzudringen, und diese oder jene Grenzveste zu überraschen, so ist er immer gleich hinterher, jagt ihm die Gefangenen und die Beute ab, oder aber er fällt selbst in türkisches Gebiet und nimmt Rache für hier- lands verübte Frevelthaten.

Das in der Geschichte der Türkenkriege epochemachende Jahr 1566, wo die Veste Szigeth nach Briny's sprichwörtlich

gewordenem Widerstande dennoch dem Feinde zufiel, brachte unsern Herbard in Verbindung mit diesem Ereignisse, dessen trauriges Ende abzuwenden ihm freilich nicht gegönnt war.

Er war nämlich eben im Begriffe, auf das türkische Schloß Uduin, das, wie man ihm berichtet hatte, leicht zu erobern war, loszugehen und er streifte deshalb mit dem krainischen Aufgebote die Anna hinab gegen Novi. Da war diese Veste nahe daran sich ihm zu ergeben, als die Besatzung darin von dem Anrücken des Pascha's von Bosnien hörte, der die Bestimmung hatte, dem Sultan nach Szigeth mit 800 Janitscharen und ebensoviel Reitern zu Hilfe zu kom- men. Dieß gab der Besatzung neuen Muth.

Herbard sah darin seiner Sehnsucht, einmal etwas Ge- waltiges auszuführen, schon im Voraus Genüge geleistet. Er ließ alsbald Novi anzünden und stürzte sich auf den ankommenden Feind. Tod und Gefangenschaft war die Thei- lung, die unser Held und die Seinen an den türkischen Dellen vornahmen; der Pascha selbst war gefangen und nebst mehreren Fahnen und Kostbarkeiten aller Art in Lai- bach im Triumphe aufgeführt; später jedoch, da er alt und schwach war, gegen ein Lösegeld von 30.000 Dukaten wie- der freigegeben.

Kaiser Maximilian II. belohnte den kühnen Herbard doppelt, er dankte ihm in einem eigenen Handschreiben und ernannte ihn bald darauf zum Landeshauptmann von Krain und zugleich zum Feldobersten an den kroatischen und Meer- grenzen. In letzterer Eigenschaft führte er, seine beiden ältern Söhne an der Seite, noch manchen Streich, wohl auch manche Neckerei jenseit der Grenze aus, und setzte selbst dann, als es bei Verlust des Kopfes verboten war, den 1568 geschlos- senen Waffenstillstand zu unterbrechen, nicht alle Vorsicht bei Seite. Dieß war ganz besonders 1573 geboten. In diesem Jahre, als in den windischen Landen, in der Gegend von Mann (an der Save), neuerdings ein Bauernaufstand wegen allzu großer Bedrückung durch Steuern und Roboten aus- gebrochen war und wüthete, hat der Türke die gute Gelegenheit ergriffen, um seine Raubzüge zu erneuern, und da war nun unserm Herbard die doppelte Aufgabe geworden, als Landes- hauptmann für die Unterdrückung des Aufruhrs zu sorgen, als oberster Lieutenant den Türken von der Grenze abzuhal- ten — beides gelang ihm.

Aus Anlaß des Vorgefallenen berief Erzherzog Karl, Regent von Innerösterreich, einen allgemeinen Landtag der drei Länder nach Bruck an der Mur. Früher als dieser „Tag“ zusammentrat, fanden Vorberathungen der einzelnen Landstände und die Wahlen für den großen Landtag Statt, so zu Laibach im März desselben Jahres (1575). Die De- putirten sind gewählt, mit Instruktionen versehen und gehen nach ihrer Bestimmung ab, nur Herbard bereist noch, bevor er nach Bruck geht, die ganze Grenze, um über den augen- blicklichen Stand derselben genau und richtig informirt zu sein.

(Fortsetzung folgt.)